

# „Just do it!“, oder: Die Rituale postmodernen Umgebung

Dr. Matthias Sellmann ist als Grundsatzreferent für die Katholische Sozialethische Arbeitsstelle in Hamm tätig, einer Einrichtung der Deutschen Bischofskonferenz. Der Soziologe und Theologe geht in seinem Beitrag auf die Rituale des Fokolars ein und unterstreicht, dass es für die Identität einer jeden Berufung existenziell wichtig ist, eine Ritual-Kultur zu entwickeln.

Es gibt eine bestimmte Art von Brunnen, bei denen das Wasser von zunächst großen Auffangschalen seitwärts an sich immer mehr verkleinernde Schalen hinuntergereicht wird. Die Kaskade erreicht am Ende die kleinste Schale, fließt hinab in das Auffangbecken und wird von hier wieder nach oben gepumpt, um den Kreislauf erneut zu beginnen. Ganz ähnlich unternimmt der folgende Gedankengang einen Weg von groß dimensionierten theologischen Themen zu einer ganz spezifischen und kleinformatigen Analyse der fokolarinischen Rituale. So wie aber im Kaskadenbrunnen die unterste Schale durch die Dynamik der je größeren aufgewertet und erst in ihre Erscheinung gesetzt wird, so braucht auch die eher spezielle Frage nach den Ritualen des Fokolars die Plausibilitäten der vorangehenden. Erst vor einer bestimmten theologischen und soziologischen Kulisse kann die innovative und formative Kraft des Fokolars gezeigt werden; ihre Eigentümlichkeit zeigt sich erst im Strom der Tradition des Nachdenkens über Berufungen an sich.

Vier Signalwörter kennzeichnen diese „Schalen“: Inkarnation; Anthropologie des Umwegs; Form/Berufung und Ritual. Erstens wird behauptet, dass die große Innovation und Impulskraft des Christentums in seiner Fähigkeit besteht, sich deswegen ganz konkreten Situationen im Raum-Zeitgefüge des

# des Fokolars in ihrer

Menschseins verschreiben zu können, weil sich im ganz Konkreten das ganz Universale ereignet: (1) Inkarnation. Diese Fähigkeit erlangt das Christentum konkret über eine aus der Inkarnation resultierende (2) „Anthropologie des Umwegs“. Diese aktualisiert sich in spezifischen (3) Formen des Christseins, die man auch als Berufungen ansprechen kann. Berufungen wiederum vitalisieren sich im Vollzug bestimmter (4) Rituale. Erst typische Rituale geben einer Berufungsform ihre Gestalt und ihre inkarnatorische wie inkulturierende Kraft. Dies wird am Beispiel typischer Rituale der Fokolar-Bewegung illustriert.

## 1. Inkarnation

Die tiefste Faszination des Christentums besteht im *concretum universale*, also in seiner paradoxen Verbindung aus Konkretion und Universalität. Mit der Menschwerdung Christi behauptet das Christentum zugleich die unüberbietbare Geltung und die Transzendierung des Weltenraums; mit der Auferstehung Christi behauptet das Christentum zugleich die unüberbietbare Geltung und die Transzendierung der Weltzeit. Indem Gott Fleisch annimmt, geschieht beides: die Vergöttlichung der Welt wie die Vermenschlichung Gottes. Indem der Mensch Jesus stirbt und aufersteht, geschieht beides: die Vernichtung Gottes wie die Vernichtung des Todes

als letzter Markierung von Zeit und Geschichte. Nirgendwo ist das Christentum anstößiger und intellektuell unerträglicher, nirgendwo aber auch energiereicher als in diesem Paradox. Die Ablehnung Jesu in seiner Heimat; die Problematik des Paulus, ausgerechnet einen (von Gott verstoßenen) Gekreuzigten als Messias verkünden zu müssen; die fast brutale Rückbindung noch der charismatischsten Expeditionen, etwa eines Franziskus von Assisi oder einer Katharina von Siena, an das Postulat konkreter Nächstenliebe; oder die enormen Spekulationen von Theologen wie Thomas von Aquin oder Karl Rahner, die doch nur Stroh sind gegenüber dem existenziell gelebten Zeugnis – all dies sind Belege jener Kraft, die im *concretum universale* wurzelt.<sup>1</sup> Es weist die Christen auf die Chance, in der ganz konkreten Bewältigung von Leben und Wirklichkeit den Tiefenstrom des Göttlichen anzutreffen, dem nichts fremd ist, was Menschen ausmacht. Von Kurt Marti stammt die Formulierung, Gott sei ein Tätigkeitswort – dieses Ethos ist die direkte Folge der Inkarnation.

Man kann daher sagen, dass jeder Mensch in der Nachfolge Christi eine Grundentscheidung für Konkretion und Immanenz trifft. In der Fokolar-

<sup>1</sup> Einen der in diesem Sinne kraftvollsten und prophetischsten Texte der spirituellen Literatur ist sicher Chiara Lubichs Meditation „Die große Sehnsucht unserer Zeit“; vgl. den Textabdruck in diesem Heft, S. 5.

bewegung sagt man: „Pregare come degli angeli e lavorare come i facchini“ – beten wie die Engel, aber schuften wie die Gepäckträger. Eine solche Haltung kennzeichnet sogar das exklusiv Typische der jüdisch-christlichen Religion, die das Ärgernis der Immanenz von Welt weder platonisierend noch esoterisch, noch kritizistisch, noch eschatologisch fortinterpretieren muss. Hans Urs von Balthasar hat einmal gefordert, dass Christen im Erbe des Judentums eine „Verantwortung für die Gestalt“ zu übernehmen haben.<sup>2</sup> Gemeint ist damit eine radikale Verwiesenheit auf das in der Welt Vorfindliche, denn jenseits von Schöpfung und Menschwerdung hat sich Gott ganz gegeben und nicht noch anderes von sich mitgeteilt. Es gibt jenseits von Welt und Wirklichkeit keine alternative Informationsquelle von ihm und über ihn. Die Offenbarung ist total; Gott hat nichts zurückgehalten; was von ihm zu sagen und zu spüren ist, ist in den Spuren des Immanenten verborgen anwesend. Und: Auch die eschatologische Schau wird gestaltförmig sein, das heißt, auch unsere Ewigkeit können wir nicht im Modus der reinen Vergeistigung entwerfen. Es wird eine Welt sein, wir werden Körper sein, und es bleibt die Tatsache, als Mensch von Gott unterschieden zu sein, auch wenn dieser sich dann aus der Verborgenheit in die Enthüllung begibt.

Hier, in dieser Grundentscheidung für Konkretion, liegt die enorme sozial-reformerische Kraft des Christentums, hier seine Befähigung zur Caritas, hier

sein Potenzial, in hoffnungslosen Situationen aushalten und verändern zu können.

## 2. Anthropologie des Umwegs

Betrachtet man in einem zweiten Schritt genauer, wie das Paradox des *concretum universale* eine biografische Gestalt annehmen und zu Lebensglück führen kann, so setzt man sich auf die Spur einer Art „Anthropologie des Umwegs“. Der Begriff reflektiert auf die seltsame Lebenserfahrung, dass der Mensch sich nicht im direkten Zugriff erreichen kann. Wer nicht von sich wegkommt, kommt nie bei sich an – dies ist keine exklusiv christliche Einsicht, sondern allgemeines Erleiden.<sup>3</sup> Aber gemäß der oben entwickelten inkarnatorischen Logik kann sich das Christentum diese Einsicht näher erklären.

Hierzu sind trinitätstheologische Argumente beizubringen. Denn die Menschwerdung Christi ist ja nur dann mit der Behauptung des Monotheismus zu vereinbaren, wenn man diesen als perichoretisches Spiel trinitarisch verfasster Beziehungen begreift. Dies unterstellt, wird der inkarnierte Christus zum Ort Gottes nicht in der Welt, sondern gewissermaßen als Welt. Und Leben mit Gott bedeutet, in das Spiel von Sohn und Vater einbezogen zu sein, so dass die Textur der Welt immer zugleich lesbare Partitur der göttlichen Beziehungen ist. Die Entäußerung des Sohnes an die Welt verwandelt deren Immanenz, ohne sie aufzuheben: Nur so kann konkrete Wirklichkeit zugleich

2 Hans Urs von Balthasar: Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik, Bd. 1: Schau der Gestalt, Einsiedeln/Trier, 3. Aufl. 1988, 24. Das ‚concretum universale‘ ist Grundgedanke und erster Leseschlüssel zum labyrinthischen Werk dieses großen Theologen; vgl. dazu Medard Kehl: Hans Urs von Balthasar. Ein Portrait, in: ders./Werner Löser (Hg.), In der Fülle des Glaubens. Hans Urs von Balthasar-Lesebuch, Freiburg/Basel/Wien 1980, 13-60, bes. 18-23.

3 Nur zwei Beispiele: Glück entsteht gemäß der bekannten Theorie von Mihaly Csikszentmihalyi im ‚flow‘, d.h. dann, wenn mich eine Tätigkeit gerade von mir wegträgt und mich auf Ziele jenseits meiner selbst orientiert; und Werte bilden sich gemäß der wichtigen Arbeiten von Hans Joas (Die Entstehung der Werte, Frankfurt am Main, 1999) gerade nicht durch Willensanstrengung, sondern in Prozessen der Selbsttranszendierung.

radikal welthaft und vergöttlicht gedacht werden. Wenn dem aber so ist, ist die Hingabe an die Konkretion der Welt zugleich ein menschlicher Nachvollzug jener Kenosis des Sohnes und aktiviert damit die pneumatisch-universale Gegenwart Gottes als Geist.<sup>4</sup>

Auf die Lebensführung übertragen, bekommt dieser zugegeben komplizierte Gedankengang hohe Anschaulichkeit: Als Christ, als Christin bin ich Gott sozusagen je näher, je entäußert ich ihm bin, denn dann bin ich je identifizierter mit dem entäußerten Sohn. Gott heiligt gewissermaßen durch sein Gegenteil: durch die Selbstübergabe an die immanente Wirklichkeit. Und da es den Menschen gemäß christlich gefasster Anthropologie zu Gott hin zieht, kann erst die Übergabe an die Welt ihn zu Gott und also zum Glück führen. Das Glück ist ein typischer Seiteneinsteiger der Biografie, sagt der Theologe Hans-Joachim Höhn in einem gelungenen Bild<sup>5</sup>, denn Glück wird erst von einer Wirklichkeit her erfahren, der ich mich schenke und die sich mir zuschenkt.<sup>6</sup>

### 3. Form / Berufung

Um solche beglückenden Selbstübergaben an die konkrete Wirklichkeit zu gestalten und zu sichern, gibt es im Christentum konkrete Formen. Diese sollen die je spontane und kreative

Bereitschaft zu situativen Akten der Selbstübergabe nicht ersetzen, sondern in eine Lebensgestalt einfügen, von der her so etwas wie ein Alltag christlichen Lebens begonnen werden kann. Solche Formen oder auch Berufungen werden zu einer Art mittlerer Ebene zwischen dem Subjekt in der kenotischen Nachfolge Christi und dem gesamten Raum der wirklichen Welt. Durch die Form wird der Zugang zu und auf Wirklichkeit sozusagen gefiltert, ihre Komplexität wird reduziert und damit gestaltbar gemacht.

Nehmen wir das Beispiel der katholischen Ehe als Lebensform. Hier binden sich zwei Menschen, oder besser: zwei Körper zu einer gemeinsamen Geschichte zusammen. Im üblichen Fall wohnen sie zusammen, ergänzen sich in Haushaltsführung und Geldbeschaffung und sind einander Ressource in dem Ziel, die je persönlichen Herausforderungen der Existenz zu bewältigen. Durch die Hinordnung an die Form der Beziehung als Ehegemeinschaft wird der Weltkontakt gefiltert: Dies zeigt sich am augenfälligsten in der grundsätzlichen Absage an die Möglichkeit, andere Menschen als Sexualpartner zu wählen. Außerdem bedingt es die Rücksicht auf den Partner, dass man Termine absagt, wenn dieser krank ist, oder dass man eventuell vorhandene Kinder als Projekt der ehelichen Gemeinschaft begreift und sich von deren Gegenwart in seinen Optionen einschränken lässt. In ähnlicher Weise wird etwa die Zeiteinteilung einer Nonne durch die vorgeschriebenen Gebetszeiten gefiltert oder wird die Frömmigkeit eines Mitglieds der Schönstattfamilie durch die Schriften Pater Kentenichs geprägt. In solchen berufungsspezifischen Rück-

4 vgl. Klaus Hemmerle: *Leben aus der Einheit. Eine theologische Herausforderung*, Freiburg/Basel/Wien 1995, 38: „In dieser trinitarischen Beziehung bin ich nicht auf einer persönlich-individuellen Einbahnstraße zur Innerlichkeit. Sondern der Raum weitet sich aus, und ich finde überall den Sohn. Der Geist trägt mich hinaus; und so wird dieser innerste Innenraum entgrenzter Welt-Raum, Raum, in dem sich Geschichte ereignen kann: Jeder ist als Person ganz in diesen Raum hineingenommen.“

5 Vgl. Hans-Joachim Höhn: *Zerstreuungen*, Düsseldorf 1998, 168; vgl. die ganze Passage ebd., 168-173.

6 vgl. Hemmerle a.a.O., 21: „Geistliches Leben beginnt also nicht damit, dass ich etwas machen will oder mache, dass ich etwas entwerfe, sondern damit, dass Wirklichkeit sich in mich hineingibt, sich in mich einträgt und sich mir schenkt. Wirklichkeit als ganze ist das, was sich ‚mir antut‘.“

sichten offenbart sich, dass die Form eine Rückwirkung auf die individuelle Existenz hat, ja dass sie sogar zum eigenständigen Dritten wird, von dem her sich die beteiligten Subjekte entwerfen. Das ist das Überraschende und natürlich auch das Riskante: Die gewählte Form macht sich in gewissem Sinn selbstständig, wird Instanz und Institution, wächst selber zu einer Repräsentationsfläche nach außen heran und wird damit zur Chance, das eigene Leben von der Form her zu organisieren. Dies gilt ganz allgemein, ist also nicht religionspezifisch, sondern betrifft etwa das ganze Feld der beruflichen Tätigkeit. Der Bauer schaut auf sein Feld und denkt: „Die Arbeit muss getan werden.“ Die Sprecherin der „Tagesthemen“ nimmt sich vor: „Heute Abend sollen die Leute gut informiert werden.“ Beide denken also nicht von sich her, sondern beide denken von der Form ihrer Arbeit auf sich zurück und entwerfen sich als Person in deren Rahmen.

Der Sozialpsychologe Arnold Gehlen hat für diesen seltsamen Vorgang der Selbstidentifikation durch Selbstdistanzierung über die Form eine eigene Begrifflichkeit entworfen, die hier kurz genannt sein soll. Am Anfang steht ein unmittelbarer, primärer Handlungszweck: für das Feld der Ehe etwa das Sozial- und Sexualbedürfnis. Kultur bedeutet, diese primären Handlungszwecke so in eine Form zu bringen, dass sich in dieser Form die primären Antriebe vieler Menschen einfinden und begegnen können. Die Form der monogamen Ehe mit den äußeren Zeichen von gemeinsamem Tisch und Bett sowie dem Ring ist so ein Beispiel: Beide wissen und man weiß, dass die-

se beiden Menschen ihr primäres Sozial- und Sexualbedürfnis exklusiv miteinander kultivieren. Hierdurch wird für die beiden eine entlastende Form geschaffen, die eine gesicherte Befriedigung des Primärbedürfnisses organisiert. Dadurch, und das ist die Pointe, rückt dieses Primärbedürfnis in die von Gehlen so genannte Hintergrunderfüllung und erlaubt die Anreicherung der Zweckgemeinschaft mit neuen, sekundären Projekten, im Beispiel der Ehe etwa die Erziehung von Kindern. Das ursprüngliche Antriebsmoment sucht sich auf der Basis seiner grundsätzlich gesicherten Sättigung gewissermaßen neue Bewährungsfelder, und diese Sekundärzwecke bilden jetzt die scheinbare Hauptsache der Ehe. Sie erhalten einen normativen Eigenwert, einen in ihnen liegenden Verpflichtungsgehalt. „Die Gewohnheit liefert ihren eigenen Antrieb.“<sup>7</sup> Der Mechanismus schlägt um, die Selbstbestimmung wird über die Verpflichtungsstruktur der Form gewonnen: Plötzlich arbeitet man nicht, um zu essen, sondern man nimmt eine Mahlzeit ein, um besser arbeiten zu können. Plötzlich gehe ich nicht zu meiner Frau, um mit ihr zu reden und Gesellschaft zu haben, sondern weil wir verheiratet sind, reden wir miteinander.

Man sieht schon an dieser kleinen theoretischen Skizze sowohl Segen wie Fluch der Form: Auf der einen Seite wird das Individuum von seiner Abhängigkeit an die primären Trieberfüllungen befreit und kann sein eigenes Potenzial von weiter ausgreifenden Feldern her kennenlernen. Auf der anderen Seite drohen Formfixierung, Erstickung

<sup>7</sup> Arnold Gehlen: Urmensch und Spätkultur, Wiesbaden, 5. Aufl., 35.

spontaner Antriebe im Verpflichtungsbetrieb und Reduzierung des Lebens auf die Erwartungserfüllung anderer. Schnell tappen Formen in eine Falle und beharren normativ auf einem Schema von Zwecken, die sich unter der Hand längst verwandelt haben: Die Ehe hat sich etwa vom früher geltenden Kulturzweck der Zeugungsgemeinschaft weit entfernt und übernimmt heute weit mehr den Kulturzweck der Zulieferung individueller Harmonieerfahrungen.

Nun kommt das Entscheidende für unseren Zusammenhang: Auch geistliche Berufungen unterstehen diesem Doppelgesetz der Form. Auch hier ist zum einen die Formbildung unerlässlich, um eine derartige Existenz überhaupt durchhalten zu können. Es kann dann auch einmal völlig legitim heißen: „Ich liebe nicht Gott, weil ich Priester bin, sondern weil ich Priester bin, liebe ich Gott.“ Auch hier droht aber umgekehrt das Erlöschen des Eigenen, wenn die Normativität der Form zu extern wird.

#### **4. Ritual**

Zuletzt ist noch zu klären, über welche Instrumente eine Form denn ihre Externität in die Selbstbestimmung eines Individuums bringt. Dies geschieht ganz prominent über Rituale. Rituale sind gewissermaßen profilierte Hohlformen, in denen die Anliegen der Form und die Aneignungen des Subjekts zur wechselseitigen Passung kommen. Ein schönes Beispiel ist eine Tanzkonvention. Ein Tango ist in einer ganz festgelegten Schematik zu tanzen. Genau diese Schematik aber erlaubt es den Tanzenden, ihre ganz individuellen Akzente einzubringen und sichtbar zu machen. Ein Ritual ist gewissermaßen die Grammatik, der sich die Wörter

der Einzelnen unterwerfen, um überhaupt für andere verständlich sprechen zu können. Insofern bewirkt ein Ritual beides: Entsubjektivierung – darin liegt die Entlastung, dass ich meine vielfältigen Antriebe im Ritual kanalisiert und sozialisiert bekomme; und Selbstfindung, denn die so geordneten Antriebe stellen sich mir neu als meine eigenen heraus.

Hinzu tritt drittens die Funktion der Darstellung durch Rituale. An dem Vollzug bestimmter Rituale werde ich für andere zielsicher als jemand erkennbar, dessen Leben einer bestimmten Form gehorcht. Priester machen sich etwa durch das Ritual der Messfeier erkenntlich, Eheleute demonstrieren ihr Ritual intimer Körperlichkeit über ein gemeinsames Bett, Angehörige von Säkularinstituten treffen sich zu bestimmten Zeiten an bestimmten Plätzen mit bestimmten Texten. Auch diese Außendarstellung der Form durch das Ritual hat enorme Bindewirkungen nach innen: Das Wiedererkennen des Rituals durch die Anderen führt zur Zuschreibung der Form auf die betreffende Person und erhöht den Druck, sich zu dieser Zuschreibung der anderen positiv oder abwehrend zu verhalten.

#### **5. Zusammenfassung**

In vier Stationen hat der bisherige Gedanke den Vorgang christlicher Existenzführung von der größten Abstraktion in die größte Anschaulichkeit gebracht: Christliche Existenz ist erstens ermutigt zur Inkarnation, das heißt, Christsein soll sich nicht jenseits der Welt entwerfen, sondern selber Weltgestalt annehmen. Zweitens ist Christsein ermutigt zur Kenosis, steht also unter der Verheißung, dass die Selbst-

übergabe an die Welt jene trinitarische Logik aktiviert, in dem das Glück des Menschen sich indirekt, geschenkt einstellt. Drittens präzisieren bestimmte Formen jenen Akt der Selbstübergabe, und Christsein ist ermutigt, sich von diesen Formen her organisieren zu lassen. Viertens bedeutet die Entscheidung für eine Form auch die Einübung bestimmter Rituale, an der man selbst, aber auch die Umgebung die Form der Selbstübergabe erst erkennt.

Jede christliche Berufung erhält ihre Strahlkraft erst von dieser Kulisse her: In den spezifischen Ritualen zum Ausdruck einer christlichen Berufung imitiert und bezeugt ein Individuum die Kenosis des inkarnierten Christus. Hierin liegt die spezifische Kraft und Schönheit jeder unterschiedlichen Berufung, hierin liegt aber auch die spezifische Dienstleistung an der umgebenden Gesellschaft.

## 6. Die Rituale des Fokolars

Unter der Führung Chiara Lubichs hat die Fokolar-Bewegung eine neue Form christlicher Nachfolge geschaffen. Das Fokolar kann berufungstheoretisch als vierter Weg neben Orden, Familie und Säkularinstituten gelten. Doch auch ganz basal ist das Fokolar eine klar erkennbare Lebensform. Dies zum einen in eher karikierender Hinsicht: Geradezu sprichwörtlich wie sachlich falsch ist es etwa, dass die von der Fokolar-Bewegung immer freundlich zuhören, eher fromm als politisch sind, mit ihren Cappuccino-Maschinen und mediterranen Wortbrocken in Deutschland gerne den Pseudo-Italiener geben, oft feiern und gut organisieren können. Dies ist das Klischee aus der Außenwahrnehmung, und eine solche Erkennbarkeit

sollte man nicht unterschätzen – sie zeigt schon die Kraft zu einer eigens geprägten profilierten Subkultur des Christlichen. Doch natürlich ist das Fokolar weit über solche Benutzeroberflächen ritualproduktiv. Chiara Lubich hat vor allem in den letzten Jahren mit der Konzeption einer gemeinschaftlichen Spiritualität eine echte Innovation geschaffen, die eigene Praktiken nach sich zieht.<sup>8</sup> Man spricht etwa von den „fünf Hilfsmitteln“, deren Charakteristik darin liegt, dass man zu ihrer Nutzung mindestens noch einen anderen Gleichgesinnten, also eine kleine Gemeinschaft braucht. Sei es der „Pakt der gegenseitigen Liebe“, der „geistliche Austausch“, der „Austausch von Erfahrungen mit dem ‚Wort des Lebens‘“, die „Stunde der Wahrheit“ und das „persönliche Gespräch mit einem Verantwortlichen“<sup>9</sup> – alle fünf Übungen zwingen den Einzelnen in den bedeutsamen, ja den riskanten Kontakt zu seinen spirituellen Partnern. Hier, in diesem Spiel der gemeinschaftlichen Spiritualität, werden diese Rituale zu einer Art konstitutivem Alleinstellungsmerkmal der fokolarinischen Spiritualität. Das heißt, an der Praxis dieser Hilfsmittel, und ausgehend von dieser Praxis, an der durch sie grundgelegten wechselseitigen Vertrauensbeziehung, müsste man eine Wohngemeinschaft der Fokolare erkennen können.

Dies ist ganz wörtlich zu nehmen. So wie man von einem Ehepaar sagen können sollte, dass sie miteinander intim sind und damit Bezug auf deren Basisritual nimmt, so sollte man von Fokolaren wissen, dass in ihrer Gemein-

<sup>8</sup> Vgl. etwa Chiara Lubich: Ein Weg in Gemeinschaft, Friedberg 2003.

<sup>9</sup> Vgl. die Darstellung der 5 Hilfsmittel im Beitrag „Ein pulsierendes Herz“, auf S. 12ff.

schaft der Austausch über das „Wort des Lebens“ gängige Praxis ist, dass man die Stunde der Wahrheit macht, den Pakt schließt usw. Von Jesuiten darf man verlangen, dass sie auf ihrem Gebiet neugierig und sachkundig sind, von Benediktinern, dass sie beten, von den St. Egidio-Leuten, dass sie den Frieden lieben. Über den Fokolaren steht die Überschrift der Einheit, auf dieses Programm sind sie verpflichtet, hierzu haben sie den Typus der gemeinschaftlichen Spiritualität entwickelt, und die rituelle Gestalt dafür sind (unter anderem) die fünf Hilfsmittel.

## 7. Folgerungen

Stimmt der bisherige Gedankengang, so kann die herausgearbeitete Wertschätzung der Rituale für eine Berufung noch präziser gefasst werden. Bezogen auf das Leben im Fokolar lassen sich hier folgende Akzente setzen:

1. Die emotionale Neigung zu den spezifischen Ritualen ist ein generelles Berufungskriterium. Oft ist sogar die Liebe zu den Ritualen der erste Grund, warum jemand sich für eine bestimmte Berufung interessiert. Eine Postulantin in einem kontemplativen Orden wird die Liturgie der Gemeinschaft lieben, in die sie einzutreten gedenkt. Umgekehrt wäre es eher seltsam, wenn jemand etwa zu den Jugendlichen der Fokolar-Bewegung stoßen will, aber keinen Geschmack am Austausch über das „Wort des Lebens“ hat.
2. Eine Krise der Berufung ist häufig eine der grundlegenden Ritualpraxis. Auch dies gilt generell für Berufungen: Es ist schädlich für Eheleute,

zu lange nicht oder immer nur unbefriedigend miteinander intim zu sein; es ist schädlich für die Berufung des Priesters, dauernd die Messfeier in der Gemeinde als lästige Pflicht zu erleben. Ebenso trockenet ein Fokolar richtiggehend aus, wenn der Pakt, der Austausch, die gegenseitige Korrektur nicht variantenreich gelebt werden.

3. Es kommt im Leben des Fokolars (der Ehe, des Priesters) also elementar darauf an, eine wirkliche Ritual-Kultur zu entwickeln. Eheleuten wird geraten, die sexuelle Begegnung erstens regelrecht zu planen und nicht der im Alltag notwendig abebbenden Spontanität zu überlassen, und zweitens eine vielfältige Formensprache des Liebesspiels zu entdecken. Priester lernen im Seminar eine Einbettung ihrer Berufung in eine ihnen gemäße Lebenskultur. Dies gilt auch für das Leben als Fokolar. Hier geht es nicht um die Dekoration einer irgendwie grundlegend bereits bestehenden Beziehung, sondern das Entscheidende ist: Es gibt diese Beziehung nicht jenseits ihrer Rituale. Mit der oben gewonnenen Terminologie: Das Subjekt in seiner Berufung muss erfahren, dass seine primären Intentionen und Bedürfnisse eine sicher abrufbare Hintergrunderfüllung bekommen, sonst kann es sich nicht den sekundären Zwecken hingeben. Wenn innerhalb der geistlichen Bewegungen gelegentlich ein hohler Aktionismus beklagt wird, ist wohl dieses eingetreten: Die Sekundärzwecke (Veranstaltungen organisieren, Bilanzen aufstellen, Zeitschriftenabos reinholen usw.) haben sich verselbst-

ständig, ohne dass die Energie der primären Bedürfniserfüllung in den Basisritualen verfügbar ist.

4. Eine Berufung kann durch Rituale also nicht nur gestützt, sondern wirklich gerettet werden. Rituale sind mehr als das reine Ausdrucksmedium einer Berufung, sie sind konstitutiv. Wo jemand in eine Berufungskrise kommt, sollte man sich relativ bald fragen, wie er oder sie die Rituale der Berufung konkret erlebt. Das Arbeiten an den Ritualen kann dann zur echten Ressource werden. Aus der Paartherapie bei sexuellen Problemen weiß man zum Beispiel, dass die Praxis intimer Rituale durchaus die Kraft hat, eine Beziehung auch seelisch wieder zu beleben. Um es drastisch zu sagen: Es gibt Fälle, in denen man den Partnern rät, sich oft und dezidiert geplant körperlich zu begegnen, obwohl sie sich gefühlsmäßig gar nicht zu lieben glauben (allerdings, das ist Voraussetzung, gerade an diesem Verlust ihrer Liebe leiden). Und es ist die Energie, die in Ritualen gebunden ist, die dann auch wieder andere Dimensionen der Beziehung aktiviert. Das sexuelle Ritual ist hier also nicht einfach nur Ausdruck einer bestehenden Wirklichkeit, sondern es ist Ressource zur Schaffung dieser Wirklichkeit. Auf das Fokolar übertragen: Das im Wortsinn strategische Zur-Verfügung-Stellen positiv erlebbarer Fokolar-Rituale kann eine krisengeschüttelte Berufung wieder stabilisieren. Man fragt dann nicht als Erstes abstrakt: „Lieben mich die anderen eigentlich so, wie sie doch immer sagen?“, sondern konkret: „Finden
5. Natürlich meldet sich spätestens hier das Argument des Formalismus. In einer Berufung, so heißt es dann, sollen doch nicht die Rituale an erster Stelle stehen, sondern die Ursprungintentionen. Was nützen alle Rituale und Hilfsmittel, wenn das dahinterliegende Leben erloschen ist? Man verrät doch wohl seine authentische Identität, wenn man weiter Rituale ausübt, die ihre Stütze im gemeinsamen Leben längst verloren haben. Dem Argument ist auf der einen Seite zuzustimmen: Rituale können nicht pragmatisch kitten, was zerbrochen ist. Aber man muss doch vorsichtig sein: Das Ideal der Authentizität ist missverstanden, wo man es rein geistig-abstrakt fasst. Nicht der ist ein Fokolar, der irgendwie allgemein ein prima Typ ist und die Liebe lebt, sondern der, der die Liebe konkret von seinen Wohngenossen oder –genossinnen her bezieht, mit denen er/sie nicht nur zusammen wohnt, sondern die gemeinschaftliche Spiritualität zum Ausdruck bringt – eben zu einem gewichtigen Anteil durch die erwähnten Rituale. Sinn und Grund der Fokolar-Rituale liegen eben in der oben erwähnten Lebenserfahrung: „Wer nicht von sich wegkommt, kommt nie bei sich an“. Das in den gelebten Ritualen erfahrbare Füreinander und Miteinander vermittelt die Gottese Erfahrung schlechthin, die Begegnung Gottes im anderen und durch den anderen.

6. In gewisser Weise ist diese sinnliche, ästhetische Konkretheit christlicher Berufung in der Kirche heute in Vergessenheit geraten. Und die Krise der Kirche ist sehr oft gar keine ihres Inhaltes oder ihrer Intention, sondern ihrer Sichtbarkeit. Man kennt zwar jede Menge Leute, die sich als Christen bezeichnen, aber schon die verbale Identifikation mit der Kirche fällt ihnen schwer, und noch weniger interpretieren sie ihr Christsein von der Teilnahme an den gegebenen Ritualen her. Man ist dann zwar an sich dankbar für seine Lebensumstände, macht dies aber nicht durch ein Tischgebet sichtbar. Man hat dann zwar eine Beziehung zu Gott, macht das aber für sich aus und braucht dafür keinen Kirchgang. Man ist freundlich und sozial, weil man ja Christ ist, aber man wäre das auch in demselben Maß aus anderen Gründen. Hans Urs von Balthasar hat solche Glaubensstile als Versuchung zum Platonismus kritisiert, der aus der existenziell-fleischlichen Nachfolge Christi mit der ganzen Gestalt eine ‚Idee‘ gemacht hat, eine ‚Botschaft‘, die man bringen will, einen Humanismus, den man gut findet oder eine bürgerliche Konvention, die man nicht übertreiben sollte. Die vielen gottentfremdeten Menschen der Postmoderne wissen zwar statistisch, dass in ihrer Umgebung jede Menge Getaufte leben, sie sehen deren Religiosität aber nicht. Scharf gesagt: Vor lauter ängstlich gehüteter innerlich-authentischer Gesinnung redet keiner von seinem Glauben, betet keiner öffentlich, lädt man nicht selbstbewusst und professionell zu kirchlichen Veranstaltungen

ein und passen sich sogar geistliche Bewegungen oder Ordensgemeinschaften einem allgemein tolerierten Stil des Christseins an, das nach außen hin keine Kontur und Farbigkeit mehr besitzt. Man hat Angst davor, auf Klischees festgelegt zu werden – dabei zeigt doch eine genauere Analyse, dass sehr viele kirchenbezogene Klischees sehr positiv besetzt sind. So wie man heute dankbar ist, wenn Eheleute ihre Liebe auch nach jahrzehntelanger Beziehung noch zeigen können, indem sie händchenhaltend durch die Straßen gehen, so ist man heute dankbar, endlich mal wieder einen Franziskaner zu treffen, der gerne und erkennbar arm ist; einen Priester, der die Nähe zu seiner Gemeinde sucht; eine Benediktinerin, die oft und gerne betet; eine Terziarin der Salesianer, die junge Leute besucht – und natürlich: einen Fokolar oder eine Fokolarin, der/die oft und gerne Beziehungen mit anderen erfährt, das Wort des Lebens meditiert, sich mit anderen darüber austauscht und die Hemden der anderen bügelt.

Rituale sind wie Häfen im Schiffbruch der Unmittelbarkeit, sagt der Medientheoretiker Norbert Bolz<sup>10</sup> – und das sind sie auch im Schiffbruch eines sich selbst fremd gewordenen Christentums. – Just do it! ■

<sup>10</sup> Norbert Bolz: Die Wirtschaft des Unsichtbaren, München 1999, 90.

### **Kurzfassung**

In vier Punkten stellt der Soziologe und Theologe Matthias Sellmann zunächst die „Kulisse“ dar, vor der er die „innovative und formative Kraft des Fokolars“ aufweisen möchte: Erstens solle christliche Existenz inkarniert werden, „selber Weltgestalt annehmen“, zweitens stehe sie „unter der Verheißung, dass die Selbstübergabe an die Welt jene trinitarische Logik aktiviert, in dem das Glück des Menschen sich indirekt, geschenkt einstellt“, drittens „präzisieren bestimmte Formen jenen Akt der Selbstübergabe“ und viertens sind an der Entscheidung für eine Form auch „die Einübung bestimmter Rituale“ gebunden. Die Rituale des Fokolars werden deutlich in den sogenannten fünf Hilfsmitteln wie dem „Pakt der gegenseitigen Liebe“, dem „geistlichen Austausch“, dem „Austausch über das Wort des Lebens“, der „Stunde der Wahrheit“ und dem „persönlichen Gespräch mit einem Verantwortlichen“. Aus der elementaren Wichtigkeit der Rituale für eine Berufung folgert Sellmann, dass die „Neigung zu den spezifischen Ritualen“ ein „generelles Berufungskriterium“ darstellt und eine Krise der Berufung „häufig eine der grundlegenden Ritualpraxis“ darstelle. So komme es im Leben einer spezifischen Berufung darauf an, „eine wirkliche Ritualpraxis zu entwickeln“ und so könne durch Rituale eine Berufung sogar gerettet werden. Auch wenn Rituale laut Sellmann zum Formalismus erstarren können, so seien sie wie Häfen im „Schiffbruch eines sich selbst fremd gewordenen Christentums“.